

NACHRICHTENDIENST

Ulrich Mühe hat nicht ausreichend glaubhaft gemacht, dass seine Ex-Frau Jenny Gröllmann **Inoffizielle Mitarbeiterin** der Stasi war, und deshalb darf er sie auch nicht so nennen. Das entschied am Dienstag das Landgericht Berlin und bestätigte damit in weiten Teilen eine **einstweilige Verfügung Gröllmanns**, gegen die Mühe Beschwerde eingelegt hatte. Es gebe zwar starke Indizien, so das Gericht, dennoch habe der Schauspieler die Kammer nicht überzeugen können. „Wir prüfen jetzt, ob und welches Rechtsmittel wir gegen die Entscheidung einlegen“, sagte Mühes Anwalt Jan Hege-mann.

Im Gespräch als Nachfolger von **Christoph Poppen** war er schon seit einiger Zeit; nun ist es amtlich: **Alexander Liebreich** wird von der Saison 2006/2007 an neuer Chefdirigent und Künstlerischer Leiter des **Münchener Kammerorchesters**. Liebreich, 1968 in Regensburg geboren, hat vor allem in Holland gearbeitet. Er war Assistent von Edo de Waart beim „Radio Filharmonisch Orkest Holland“, aber auch Gastdirigent beim Concertgebouw-Orchester Amsterdam und beim BBC-Symphonie-Orchester.

Zu den Kunstwerken, deren Ankauf von der **Kulturstiftung der Länder** mit insgesamt fast fünf Millionen Euro gefördert wird, gehört „Der erste Jahreszeitenzyklus“ von **Caspar David Friedrich** aus dem Jahr 1803, den das Berliner Kupferstichkabinett erhält, sowie das Hinterglasmalerei „Landschaft mit Tieren und Regenbogen“ von **Franz Marc**, das für das Marc Museum in Kochel am See vorgesehen ist. Insgesamt können Kunstwerke im Wert von fast 28 Millionen Euro mit Hilfe der Stiftung für öffentliche Sammlungen erworben werden, darunter die Gemälde „Silikat“ (2003) von **Gerhard Richter** für die Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, „Gelmeroda XI“ (1928) von **Lyonel Feininger** für die Klassik-Stiftung Weimar und „Dangaster Landschaft“ (1908) von **Erich Heckel** für das Landesmuseum Oldenburg.

Auszeichnungen und Preise: Der Philosoph **Albrecht Wellmer** erhält den mit 50000 Euro dotierten Theodor W. Adorno-Preis der Stadt Frankfurt. Der Schauspieler **Jens Harzer** wurde für seine Hauptrolle in dem deutschen Film „Der Lebensversicherer“ beim Moskauer Filmfestivals als bester Darsteller ausgezeichnet. Der Filmkomponist **Peer Raben** wird von der World Soundtrack Academy mit einem Preis für sein Lebenswerk ausgezeichnet. Und die Komponisten **Peter Flemmig** aus Delmenhorst und **Sergej Newski** aus Moskau haben den diesjährigen Kompositionswettbewerb der Stadt Stuttgart gewonnen. SZ

ANZEIGE

Bei sich bleiben, nicht umfallen

Michael Schindhelm, Generaldirektor der Berliner Opernstiftung, über seine Basler Intendanz, Krisenmanagement und den deutschen Eros

Sein Büro ist leer geräumt, die Koffer sind gepackt, im Wirtschaftshof hinter dem Theater zersägen sie die letzten Bühnenbilder. Zehn Jahre lang war Michael Schindhelm Intendant des Basler Theaters, des größten Drei-Sparten-Betriebs in der Schweiz, den er mit einem jungen Team und einem anspruchsvollen Programm durch bewegte Zeiten führte. Jetzt ist diese Ära zu Ende. Sein Nachfolger Georges Delnon steht bereits in den Startlöchern, und Schindhelm, der Naturwissenschaftler aus Ostdeutschland, bricht auf nach Berlin, wo er als Generaldirektor der Stiftung „Oper in Berlin“ die drei Opernhäuser der Hauptstadt gesund sparen soll.

SZ: Die „Basler Zeitung“ resümiert: „Schindhelm hat Basel nicht erobert“. Ihr Theater sei zu ästhetisch und selbstbezogen gewesen. Was sagen Sie dazu?

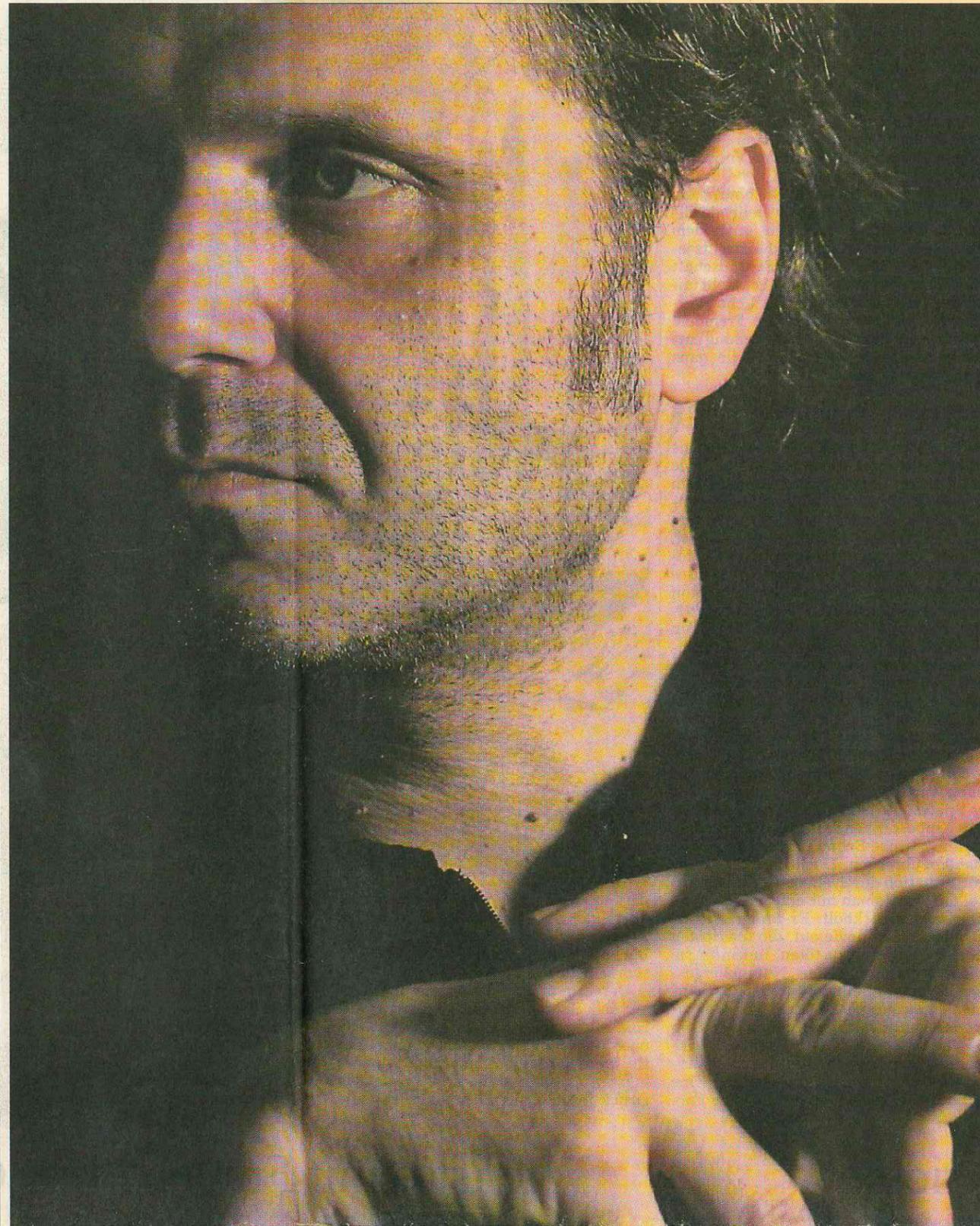
Michael Schindhelm: Wenn Sie die Bilanzartikel im Einzelnen lesen, werden Sie feststellen, dass sie sehr wohlwollend sind. In den zehn Jahren meiner Intendanz hat es immer wieder Spielzeiten und Aufführungen gegeben, mit denen wir Basel zweifellos erobert haben. Es gab aber auch Zeiten, in denen sich Basel eher bedroht gefühlt hat. Es gab beides. Ärgerlich ist diese ständig wiederkehrende Publikumsdiskussion: als hätten wir massiv Zuschauer verloren.

SZ: Aber Sie hatten ja tatsächlich sehr niedrige Auslastungszahlen. Das lässt sich nicht wegre-den.

Schindhelm: Wir haben seit Jahren eine Auslastung von ungefähr 60 Prozent, ohne Freikarten, das sind durchschnittlich 180 000 bis 190 000 Zuschauer. Ich bin keineswegs der Meinung, dass das toll ist, aber das Basler Theater hatte schon vor meiner Zeit eine niedrige Auslastung. Die Stadt hat sich mit diesem Haus einen Raum geschaffen, der von Anfang an zu groß war. Die Zeiten, in denen Stadttheater Monopolbetriebe waren, sind ohnehin vorbei. In Freizeitgesellschaften wie Basel, wo Andrew Lloyd Webber ein riesiges Musical-Theater hinterlassen hat, im Fußballstadion „Nabucco“ läuft, und die Leute abends zwischen fünf, sechs hochkarätigen Veranstaltungen wählen können, ist der Konkurrenzdruck immens gestiegen.

SZ: War Ihr Spielplan zu anspruchsvoll oder vielleicht zu deutsch für Basel?

Schindhelm: Eines hat es sicher nicht gegeben: den Versuch, populistisch zu werden. Dafür bin ich nicht geeignet. Wir haben zwar auch Mundarttheater gemacht und zur Fasnacht den Schnitzelbänkern die Bühne überlassen. Aber ich habe immer gesagt: Man muss die Stadt dort necken, wo sie sich großstädtisch



im Plan ist, hat etwas Faszinierendes. Sollte diese Opernstiftung tatsächlich einmal funktionieren, wäre das für mich ein unerträglicher Job, so viel ist klar.

SZ: Im April haben Sie Alarm geschlagen und mitgeteilt, dass die geplanten Einsparungen von weiteren 9,2 Millionen Euro in 2008 und 2009 gar nicht zu leisten sind. Mission gescheitert?

Schindhelm: Wenn Sie einen Bergaufstieg machen und nicht weiterkommen, gibt es ja möglicherweise noch einen anderen Weg, den Gipfel zu erreichen. Dann müssen Sie eben ein Stück zurückklettern und es an einer anderen Stelle noch mal probieren. Das gilt auch für die Opernstiftung.

SZ: Was für ein Weg könnte das sein?

Schindhelm: Das könnte ich im Moment noch nicht sagen, selbst, wenn ich es wüsste. In Berlin sind im September Wahlen, das heißt: Es gibt ein politisches Vakuum, in dem nichts mehr entschieden, sondern nur noch Wahlkampf betrieben wird. Konkrete Ideen würden in dieser Situation sofort zerredet. Ich habe ganz bewusst bereits im April die Probleme aufgezeigt, um gar nicht erst den Eindruck zu erwecken, ich wolle den Wahlkampf manipulieren. Die Opernstiftung muss ein überparteiliches Projekt sein.

SZ: Wäre es nicht leichter, wenn Sie Opern-Generalintendant würden?

Schindhelm: Ich habe von Anfang an signalisiert, dass das nicht in meiner Absicht liegt. Und ich benutze auch eine Neuformulierung des Opern-Konzeptes nicht, um mich über diesen Umweg auf den Thron zu setzen, wie das einige vermuten. Es gibt in Berlin drei Opernintendanten, die haben Verträge bis 2010 und darüber hinaus und müssen über diesen Zeitraum ihre Planungen machen. Was sollte ein Generalintendant da oben drüber tun? Es ist für mich völlig unvorstellbar, über den Kopf dieser Intendanten hinweg in den Spielplan einzugreifen. So funktioniert Theater nicht. Dazu bin ich viel zu lange selbst Intendant, um zu wissen, was das auslösen würde.

SZ: Wie verstehen Sie Ihre Rolle?

Schindhelm: Ich verstehe mich als eine Art Treuhänder, der eine Sanierungslösung sucht. Für mich besteht die Idee der Stiftung nach wie vor darin, diesen drei Opern eine Zukunft in künstlerischer Selbständigkeit zu geben. Für Schließungen stehe ich nicht zur Verfügung. Der Job hat für mich auch eine sentimentale Seite: Das ist schließlich mein Land, und Berlin ist meine Stadt. Mich berührt einfach, was in Berlin passiert, hat mich immer schon berührt. Vielleicht gibt es eben doch die Pflicht, etwas zu

Pack die Sommerlieder ein ...



Der Sommerlieder-Koffer mit 4 CDs von Sternschnuppe: Nur selber singen ist schöner! Jetzt für nur 29,90 Euro (p) im Handel und unter www.sz-mediathek.de.

Süddeutsche Zeitung Kinderlieder

Zufrieden ist niemand

Galeristen und Künstler streiten über das neue Urheberrecht

Die Neuregelung der Folgeberechtigungen, die der Bundestag in der vergangenen Woche verabschiedet hat, stößt auf Kritik. Der Gesetzeskompromiss, der das deutsche Urheberrecht an die Regelungen der EU anpassen soll, wird von den Betroffenen unterschiedlich bewertet: Den Galeristen geht die Reform nicht weit genug, den Künstlern zu weit.

Bisher standen Künstlern in Deutschland Folgeberechtigungen von fünf Prozent bei Wiederverkauf eines Werkes zu – ab einem Verkaufswert von fünfzig Euro. Mit dieser Regelung stand Deutschland im europäischen Umfeld nahezu allein, deshalb hatten Galeristen hierzulande einen Wettbewerbsnachteil beklagt. 2001 hatte die EU-Kommission eine Richtlinie für ein einheitliches Folgerecht in der EU erlassen, wonach Künstlern erst bei einer Wiederverkaufssumme zwischen ein- und dreitausend Euro eine Beteiligung am Gewinn zusteht. Der deutsche Kompromiss sieht nun eine Grenze von vierhundert Euro vor.

Der Bundesverband Bildender Künstlerinnen und Künstler beklagt, dies sei eine Verschlechterung „in Zeiten, in denen Künstler wegen sinkender Einkommen immer häufiger in Not geraten.“ Der Arbeitskreis Deutscher Kunsthandelsverbände wiederum betrachtet den Beschluss als vertane Chance, den deutschen Kunstmarkt wettbewerbsfähig zu machen, und fordert nun eine Revision der deutschen Folgeberechtigungsregelung.

macht und zur Fasnacht den Schnitzelbänkern die Bühne überlassen. Aber ich habe immer gesagt: Man muss die Stadt dort packen, wo sie sich großstädtisch gibt, dort, wo sie über sich selbst hinaus will, statt sich volkstümlich anzukuscheln. Das gilt auch für andere Städte. Gut, wir haben uns dabei manchmal etwas verhaun. Aber der Kurzschluss, zu meinen, der Schindhelm habe zu schwieriges und sprödes deutsches Theater in die Schweiz gebracht, und die Schweizer hätten das nicht gewollt, der stimmt nicht. Auch wenn es Irritationen gab.

SZ: Irritationen welcher Art?

Schindhelm: Es war ja ein großer Paradigmenwechsel, als wir in Basel anfangen: ein Neuanfang in allen drei Sparten, mit neuen Leitern, Ensembles und einer neuen Generation. Stefan Bachmann im Schauspiel, Joachim Schlömer im Tanztheater, auch Opernchef Albrecht Puhmann, der dann nach Hannover ging und jetzt nach Stuttgart wechselt – das waren alles Leute aus der zweiten Reihe oder aus der freien Szene, die damals Anfang, Mitte 30 waren. Ich selbst war auch erst 36. Dass da so ein junger Exot aus dem Osten, ein ehemaliger Quantenchemiker aus der DDR plötzlich das große Schweizer Drei-Sparten-Theater kriegt, war erst mal eine Mutleistung der Basler. Aber es gab auch gewisse Xenophobien. Ich war der „rote Junge aus dem Osten“, auch schon mal der „Gysi von Basel“.

SZ: Es heißt, Sie seien mit Ihrer intellektuell-unterkühlten Art nicht so richtig warm geworden mit den Baslern.

Schindhelm: Die Basler Gesellschaft ist eine sehr geschlossene. Da gibt es den „Basler Daig“, diese alteingesessenen Familien, die sowohl politisch als auch wirtschaftlich die Verhältnisse seit Jahrhunderten bestimmen – ein Zirkel, in den Sie im Grunde nie reinkommen. Das ist im Prinzip eine Stärke der Stadt: dass sie einen zwar nie ganz reinlässt, einen jedoch in seinem Anderssein akzeptiert. Basel ist eine Grenzstadt mit langer Migrationserfahrung. Da muss man sich zur Fasnacht keine Maske aufsetzen und so tun, als sei man Schweizerischer als die Schweizer. Das fände ich verlogen. Ich habe meinen Vertrag zweimal verlängert und bin zehn Jahre geblieben. Auch, dass von privater Seite für den Bau des neuen Schauspielhauses 22 Millionen Franken gespendet wurden, ist nicht gerade ein Ausdruck für ein gestörtes Verhältnis.

SZ: Es gab auch Krisen, insbesondere 2000/01, als es zu einem enormen Besucherrückgang kam, sich das Publikum über das „Blut- und Unterhosen-theater“ empörte und gleichzeitig die Diskussion um Ihre Stasi-Vergangenheit aufkam.

Schindhelm: Das war die schwierigste Zeit. Meine Stasi-Geschichte hat einerseits heftige Erregung ausgelöst, andererseits erfuhr ich eine große Solidarität. Es gab viele Leute, die mir spontan ihr Vertrauen ausgesprochen haben, noch bevor die offizielle Überprüfung ergab, dass ich damals, zu meiner Studenzeit in Russland, kein aktiver Stasi-Informant war. Insofern war das ein wichtiger kathartischer Vorgang. Dass sich das Gan-



Glücklicher Sisyphos: Michael Schindhelm

Foto: imago/Christian Kielmann

ze mit einer Saison überlagerte, in der Inszenierungen wie Bachmanns „Sturm“ besonders angegriffen wurden und es ästhetisch auf den härtesten Punkt kam, war nicht leicht. Ich hätte früher erkennen müssen, dass sich da bei den Zuschauern ein Unmut anstaut, der sich allmählich zur Tendenz auswächst. Und dass dem Theater daraus irgendwann ein Imageproblem erwächst. Die Leute hatten sich zum Teil nur noch vom Hörensagen eine Meinung gebildet und über uns Sauschwaben vom Theater geschimpft.

SZ: Sie sind aus beiden Krisen erhobenen Hauptes hervorgegangen. Wie haben Sie das gemacht?

Schindhelm: Ich habe da schon eine Art Gottvertrauen – darauf, dass man auch in schwierigen Zeiten durchkommt, wenn man bei sich bleibt und nicht umfällt. Es bringt nichts, sich den Problemen nicht zu stellen, man muss direkt auf sie zugehen. Wir haben unter dem Titel „Da geh ich nicht mehr hin“ eine sehr fruchtbare Zuschauerdebatte geführt und konnten tatsächlich einen Kommunikationsstau bereinigen.

SZ: Wenn Sie zurückblicken: Was hat Ihr Theater ausgemacht?

Schindhelm: Unsere große Kraft war das Team. Die Combo. Die ganze Anmutung stimmte: aus einer jungen Generation heraus ein zeitgenössisches Theater zu machen. Das hatte auch einen sehr familiären Charakter. An diesem Haus sind viele Beziehungen entstanden und viele Kinder geboren worden. Es war sicherlich ein Fehler, nicht gleich mit diesem Team einzusteigen. Bachmann & Co kamen ja erst 1998 dazu. Davor war Peter Löscher Schauspielregisseur, aber schon in der ersten Spielzeit musste ich feststellen: Mit ihm geht es nicht.

SZ: Wo hakte es?

Schindhelm: Löscher ist noch einer aus dieser 68er-Generation, der hat mit Peter Stein an der alten Schaubühne angefangen. Es gab unüberbrückbare Differenzen in unserem Theaterverständnis.

SZ: Sie bezeichnen Ihre eigene Generation in Abgrenzung zu den Achtundsechzigern gerne als die 78er. Was zeichnet diese Generation aus?

Schindhelm: Nichts, das ist ja gerade das ausgezeichnete an ihr. Die 78er, in den fünfziger Jahren geboren, sind diejenigen, die nach der Revolte der 68er kamen und in Ost und West fast spiegel-symmetrisch unterschiedliche Biogra-

fien haben. Ich bin Jahrgang 1960, insofern kein typischer Generationszeitgenosse. Aber unsere gemeinsame Erfahrung ist die, dass durch Deutschland eine Grenze geht. Wir sind Kinder des Kalten Krieges, in dessen Schatten wir aufgewachsen sind – auch im Schatten der 68er, die im Westen dann sehr schnell den Marsch durch die Institutionen angetreten haben. Sie haben die 78er im Schlepptau hinter sich hergezogen, aber die Hand nie vom Steuer gelassen. Die 78er der alten Bundesrepublik sind dadurch, vielleicht befreit von der Notwendigkeit einer fundamentalen gesellschaftlichen Veränderung, viel größere Indivi-

Michael Schindhelm

Michael Schindhelm, geboren 1960 im thüringischen Eisenach, ist ein Quereinsteiger der Kultur. Er studierte Quantenchemie in Merseburg und Woronesch und teilte sich an der Ostberliner Akademie der Wissenschaften zwei Jahre lang das Büro mit der Physikerin Angela Merkel, bevor er sich 1986 als freier Übersetzer und Dramaturg zurückzog. Nach der Wende startete er eine beispiellose Karriere als Theaterintendant: erst in Nordhausen, dann an den fusionierten Bühnen von Altenburg und Gera und schließlich am Theater Basel, das er von 1996 bis jetzt leitete. Im April 2005 wurde er zum Generaldirektor der Stiftung „Oper in Berlin“ gewählt, einer der größten Kultureinrichtungen des Landes. Von seinem Sanierungskonzept hängt die Zukunft der Berliner Opernhäuser ab. Schindhelm hat zwei Romane und einen Essayband veröffentlicht. SZ

dualisten geworden. Einzelgänger. Leute, die zur Gruppenbildung und großen historischen Emphase nicht fähig waren.

SZ: Was bedeutet das für die Gesellschaft – und speziell fürs Theater?

Schindhelm: Schauen Sie sich doch die Theaterleitungen in den letzten 20 Jahren an. Da fällt auf, dass zwischen Intendanten wie Peymann, Stein, Flimm, Dorn und denen, die jetzt nachrücken und 20 oder 30 Jahre jünger sind, eine riesige Kluft besteht. Es gibt aus der Zwischengeneration der 78er kaum Leute, die mit einem ähnlichen Machtanspruch etwas markiert hätten. Die wirklich prägenden Impulse sind in der Zeit nach

1989 nur von Christoph Marthaler und Frank Castorf ausgegangen. Und die kommen beide nicht aus der alten Bundesrepublik. Das ist kein Zufall. Die hatten eben nicht diese großen Vaterfiguren vor sich, sondern konnten viel anarchischer ihren eigenen Weg gehen. Das gilt für viele Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. Deswegen wundert es am Ende nicht, dass es auch in der Politik in dieser Generation am nötigen Personal gemangelt hat, um zu verhindern, dass da so eine ostdeutsche Physikerin Bundeskanzlerin wird. Oder die SPD plötzlich einen Herrn Platzeck gebraucht hat.

SZ: Aber jetzt kommt eine jüngere Generation ans Ruder.

Schindhelm: Ja, und die hat ein völlig entspanntes Verhältnis zu diesen 68er-Großvätern. Das sind für sie keine Götter und schon gar nicht die Chefs. Mit denen kann man auch ironisch umgehen. Das haben Regisseure wie Bachmann, Stefan Pucher oder Lars-Ole Walburg mit Lust zelebriert. Das war die große Trendwende, mit der wir in Basel begonnen haben.

SZ: Sie selbst haben jetzt mit der Opernstiftung in Berlin eine nahezu unlösbare Aufgabe übernommen. Warum tun Sie sich das an?

Schindhelm: Da halte ich es mit Camus: dass man sich Sisyphus als einen glücklichen Menschen vorstellen muss. Aus meiner Perspektive als Direktor ist Theater sowieso nicht etwas, das man irgendwann „geschafft“ hat. Theater ist ein ständiger Prozess, an dem man vielleicht mal eine Weile in prägender Weise teilnimmt, der aber weiterströmt und schon wieder woanders ist, sobald man sich umdreht. Auch die Stiftung Oper in Berlin wird als Projekt nie abgeschlossen sein. Es wird immer das nächste Problem schon warten. Dieser Zustand interessiert mich. Ich bin eigentlich wieder dort angelangt, wo ich 1990 am Theater Nordhausen anfang, als alle paar Monate die Regierung wechselte und man von einem Monat auf den anderen nicht wusste, woher das Geld kommen soll.

SZ: Sind Sie gerne Krisenmanager?

Schindhelm: Mich interessiert experimentelles Leben: sich einer neuen Situation auszusetzen und noch nicht zu wissen, wie man durchkommt. Das ist auch eine Selbstprovokation. Generaldirektor dieser Stiftung zu sein, mit all den ungelösten Aufgaben, vor dem Hintergrund einer instabilen Politik – diese Luhmannsche Erfahrung, dass die Zukunft nicht

Land, und Berlin ist meine Stadt. Mich berührt einfach, was in Berlin passiert, hat mich immer schon berührt. Vielleicht gibt es eben doch die Pflicht, etwas zu tun. Sonst würde ich nicht zurückkommen, was mir schwer genug fällt.

SZ: Warum denn das?

Schindhelm: Weil Deutschland im Moment nun mal nicht so attraktiv ist. Die Larmoyanz, die über diesem Land liegt, diese Unerlöstheit im Reformstau – das sind Phänomene, die strahlen weithin ab. Das spürt man, dass mit diesem Land etwas nicht in Ordnung ist und dass die Deutschen unglücklich sind in der Freiheit, wieder ein Volk zu sein. Wobei die Wiedervereinigung nirgends so schlecht funktioniert wie in der deutschen Hauptstadt. Beide Seiten, Ost und West, ernähren sich von unglaublichen Projektionen. Auch ich wurde in Berlin gleich wieder auf einen Ossi herunterredigiert, obwohl ich den größten Teil meines erwachsenen Lebens im Ausland verbracht habe.

SZ: Im Moment herrscht statt Larmoyanz vielmehr Jubel. Deutschland feiert sich selbst, vereinigt durch die WM.

Schindhelm: Wenn das mal anhält und nicht nur eine Placebo-Übung ist! Aber im Moment finde ich das sehr erlösend. Ich habe in Berlin mein Büro direkt an der Fanmeile. Die Stimmung ist so wie damals bei Christos Reichstagsverhüllung. Es hat etwas unheimlich Befreites und Friedliches, auch eine andere Form von Internationalität. Dieser Flavour tut der Stadt gut. Es mag in Deutschland einen massiven Ausländerhass geben, aber in der Breite der Bevölkerung herrscht inzwischen ein großes Laissez-Faire. Da wurde ein Schritt gemacht raus aus dem Nationalismus, der irreversibel ist.

SZ: Raus aus dem Nationalismus, hin zu einem neuen Patriotismus, wie Matthias Matussek ihn beschwört?

Schindhelm: Wenn Leute wie Matussek plötzlich anfangen, uns den Patriotismus zu erklären, spricht das für die Orientierungslosigkeit der Linken in dieser Generation. Nun haben wir also auch den Event-Patriotismus als journalistischen Überraschungs-Coup. Deutschland ist kein Land, das ich spontan lieben kann. Der Eros Deutschlands liegt im Verborgenen.

SZ: Aber Sie propagieren doch selbst die „Kulturturnation Deutschland“, die sich auf ihre Identität besinnen muss.

Schindhelm: Für mich kann es, nach allem, was unsere Geschichte ausmacht, nur einen ambivalenten, gebrochenen, aufgeklärten Patriotismus geben. Wenn ich von der Kulturturnation spreche, dann deswegen, weil gerade die Geschichte der Deutschen eine extrem zersplitterte, hypertrophe ist, die Identität kaum zulässt. Wenn es etwas gibt, worauf wir uns verständigen können, dann ist es ein Stück unserer Kulturgeschichte. Und da bin ich ganz nah bei Herder, der sagt, dass jedes Volk seine Stimme hat, und dass wir in diesem Chor mitsingen, ob wir wollen oder nicht.

Interview: Christine Dössel